Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen **Herausgeber:** Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz

Band: 11 (1916)

Heft: 2

Artikel: Was eine Proletarierin erlebte und wie sie zur Sozialistin wurde

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-351076

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gekennzeichnet wurden, werden in der Gegenwart für ihre außerordentlichen Leiftungen gepriesen wie noch nie zuvor. Schöne Worte kosten nicht viel. Die Frauen sind bescheidener denn je, da blutiges Weh auf ihren Herzen lastet. So meint der nimmersatte, vor keiner Gewalttat, vor keinem Unrecht zurückschnede Kapitalismus.

Doch schon regen sich allerorten die Stimmen der Frauen, die ihr wirtschaftliches Recht verlangen: Bei gleicher Arbeitsleistung gleicher Lohn. Die bisherigen Ersahrungen lehren, daß nur bei der restlosen Durchsührung der Organistation dieser Forderung volle Nachachtung verschafft werden Kann. Das haben kürzlich die englischen Straßenbahnschaffner in Newcastle (sprich Niukhestel) bewiesen. Sie lehnten es ab, Frauen in ihrem Beruf zuzulassen, wenn sie nicht den gleichen Lohn wie die Männer erhielten und nicht der Gewerkschaft beiträten. Beides geschah. Die Frauen organisierten sich und erhalten heute fünfunddreißig Franken Wochenlohn. Wollen die schlechtbezahlten Frauen nach dem Kriege nicht als Schmutskonkurrenten, als Lohndrückerinnen, gegen die Männer verwendet werden, dann milsse sich in den Erwerkschaften, in den Organisationen, zu einer starken Macht vereinigen.

Rlage der Bräute.

Uns schlug bas schwerste Leib. Uns trog ber Traum ber Träume. Mit seinem Leben sank auch unser Leben hin. Wir glichen gestern Bäumen voller Blütenschäume, Die selig schmückten tausend Wegesssäume. Entblättert steh'n wir nun, erblichen am Beginn.

Uns ward ein Leib, das weher ist als Mutterleib. Ihr Mütter saht euch lang in eurem Sohn besiegelt. Wir nähten heimlich nachts am Kinderkleib Und nähten ein das schönste Traumgeschmeib. Da ward das Tor des Traumreichs ewig uns verriegelt.

Uns blinkten balb die Jahre, da an junger Bruft Der blasse Traum in Glück und Glut erglühen würde. Wir waren Wolken, die das Himmelsheim gewußt. Wir lechzten rein nach unsrer reinsten Lust. Da siel der Tod uns bleiern an mit fahler Bürde.

Was sollen wir nun noch? Die Rosen, die der Reif In blinder Nacht berührte, blättern bleich in Bälde. Sein Grab umschwelt ja jeder Nebelschweif. Sein Grab umschwellt ja jeder Nebelschweif. Uns hält nichts mehr als Heimweh nach dem fernen Felde. Friedrich Hunger.

Männer, das Frauenstimmrecht her!

Den Herrschenden in den kriegführenden "Kultur"ländern wird angst und bange vor der auskeimenden Saat, die sie mit der Entsesselung des Weltbrandes ausgestreut haben. Noch mitten drin im beispiellosen Wassenschlachten sinnen sie auf neue noch verheerendere Wittel der Kriegsführung. Die Blut- und Tränenströme, die unaufhörlich fließen, sind ihnen keine Wahner für die Umkehr zur Wenschlichkeit. Die Küstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft nehmen ihren erschreckenden Fortgang. Zu ihnen gesellen sich unter dem Deckmantel heuchlerischer "Baterlandsliebe" die Küstungen von Staat und Kirche zur Aufrechterhaltung der wirtsschaftlichen und geistigen Ausbeutung des Arbeitsvolkes. Planmäßig wird auf eine noch härtere Knebelung der Lohnsstlaben hingearbeitet.

Nun die arbeitenden Frauen durch die namenlosen Leiden des Arieges zur Selbstbesinnung, zur Erkenntnis ihrer menschenunwürdigen wirtschaftlichen und sozialen Stellung innerhalb der Gesellschaft kommen, nun sie nicht mehr bereinzelt wie zur Zeit der großen redolutionären Umwälzungen nach den ihnen vorenthaltenen Menschenrechten rusen, ist man willsähriger geworden. Großzügig schreiten die kleinen Länder Dänemark, Norwegen und

Holland voran. Gleiches Staatsbiirgerrecht für Mann und Frau! Diese Forderung ist für die nordischen Völker heute ein anerkannter demokratischer Grundsat, der zum Teil schon wirkliches Leben geworden ist.

In den kapitalistisch fortgeschritteneren Weltmachtsstaaten England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, zeigt sich keine Eile zur Loslösung der Frau aus den Banden ihrer Jahrtausende andauernden Verknechtung. Der Vibelspruch: Und er soll dein Herr sein, übt seine faszinierende Wirkung sogar noch auf viele dem Sozialismus Gefolgschaft leistende Genossen aus.

Gewiß, jeder Fortschritt, auch der kleinste, auf dem Wege zur politischen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne, ist von grundlegender Bedeutung. Wenn die zürcherische Kirchen-Synode, wie dies jüngst geschah, für das Stimmrecht und die Wählbarkeit der Frauen in die Kirchenbehörden eingetreten ist und dieser Vorstoß auf kantonalem Boden gewagt werden will, kann dies den Arbeiterinnen nur recht sein. Wir glauben nur, daß die an die Verleihung dieser Rechte geknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllen werden. Die Erwartung, daß die Kirche durch die Frauen wieder zu dem werde, was sie einstmals im Mittelalter gewesen, zu einem Zentralpunkt, einer Stätte künstlerischen und feelischen Genießens. Hiezu vermag auch der Zulaß der Frauen zur Ausiibung des geistlichen Amtes nichts beizutragen, wie er vor geraumer Zeit im Kanton Graubünden unserem Geschlecht eingeräumt worden ist. Willkommener wird vor allem den Proletarierinnen der Einzug in die Schul- und Armenbehörden sein, falls die zu ergreifende Initiative echtem Wohlwollen für die Frauen in den Käten und in der Volksabstimmung begegnen wird.

Angesichts der empörenden und unerhörten Obersten-Geschichte, des Neutralitätsbruches, der die seingesponnenen Fäden dis in die allernächste Nähe des Generals bloßlegt, möchte man wünschen, daß der sittigende Einfluß der Frauen, der Mütter, sich auch endlich auf dem Gebiete der öffentlichen Angelegenheiten bemerkbar machte. Es ist so manches morsch und faul im Staate der Männer. Da könnte daß seinere, tiesere und berantwortungsvollere Empfinden der Frau viel Gutes und Heilsames wirken und beitragen zur Beseitigung unhaltbarer Zustände und Sinrichtungen, zur Eesundung des politischen Lebens überhaupt. Drum fordern wir lauter denn je: Männer, das Frauenstimmrecht her!

Was eine Proletarierin erlebte und wie sie zur Sozialistin wurde.

(Bon einer Genoffin in R.)

Schon in früher Jugend verlor ich meinen guten Bater durch einen Unglücksfall. Der gewaltsame Tod war für uns ein harter Schlag. Mit einem Male wurden wir mittellos. Die treubesorgte Mutter mühte sich fast Tag und Nacht mit Stickereiarbeit ab, um sich und die drei Kinder in Shren und Rechten durchzubringen. Unsere kleinen Händen mußten auch schon fleißig mithelsen.

In meinem fünfzehnten Jahre kam ich zu einer Schneiberin in die Lehre. Schon recht bald mußte ich erfahren, wie ein Proletarierkind ausgebeutet wird. Begreiflicherweise hatte meine gute Mutter nicht die Mittel, um mit blanken Talern das Lehrgeld zu entrichten. So mußte ich es selbst abverdienen. Den besser gestellten Lehrtöchtern war eine Arbeitszeit von acht Stunden vorgeschrieben. Mein Arbeitstag zählte vierzehn Stunden, von morgens sechs bis abends neun Uhr. In der Mittagspause wurde ich dann stets noch für allerlei Botengänge verwendet oder ich mußte dem Dienstmädchen in der Küche bei seinen Arbeiten behilflich sein. War es Feiertag, dann galt es erst recht zu schaffen ohne Kast und Kuh'. Mit wehem Serzen konnte ich micht dagegen wehren, daß ich auf alle möglichen Arten

ausgenutt wurde. Und die Meisterin — ich muß ihr dieses Zeugnis ausstellen — verstand das wirklich meisterhaft.

Als ich am Fronleichnamsfest einen Vortrag anhören wollte und um ein paar Freistunden bat, wurde ich schroff abgewiesen. Man redete mir ernstlich ins Gewissen. Ich sein nun schon ein Mädchen von sechszehn Jahren und sollte doch in erster Linie meinen Aflichten nachkommen. Das würde mein katholischer Glaube von mir verlangen. Doch alles Zureden half diesmal nichts, ich folgte meiner innern Stimme und tat, was ich nicht lassen konnte. Ich verließ ohne Erlaubnis das Haus. In bangen Sorgen erwartete ich den kommenden Tag.

Als ich des andern Worgens schon vor sechs Uhr an meine Arbeit wollte, sah ich zu meinem größten Erstaunen, wie meine Weisterin eifrig drauflos nähte, was sonst nicht der Fall war. Ich wünschte also guten Tag. Zornig wurde mir die Türe gewiesen. Ich möge nur hingehen, wo ich gestern gewesen sei. Ich wäre nur zu saul zum Arbeiten. Ich gehöre zu ienen, die immer Feiertag haben und doch den großen Lohn einziehen möchten. Die "Sozi" machten es so. Wan sehe ja das immer am ersten Waitag. Da sorberten sie fürzere Arbeitszeit und höheren Lohn, und zuletzt

wollten sie gar nichts mehr tun.

Die Türklinke noch in der Hand, machte ich ganz ruhig Kehrt. Denn schlechter konnte es mir wahrhaftig auch andernorts nicht ergehen. Wie ich über die Schwelle treten wollte, kam rasch die erste Zuschneiderin auf mich zu, nahm mich sachte bei der Sand und sagte zu mir beschwichtigend: "Nein, so darst du nicht fortlausen, meine liebe Kleine. Komm nur mit mir, es darf dir kein Leid geschehen. Die Weisterin ist eben ganz aufgebracht, weil du ihren Befehlen nicht gehorchtest, aber du tatest ganz recht daran, daß du einmal nach deinem eigenen Willen gehandelt hast." So ging ich denn wieder mit ihr an die Arbeit, wußte ich doch, wie gut sie es mit mir meinte, nahm meinen Platz von neuem ein und arbeitete mit noch vermehrtem Eiser. Still und zurückgezogen, wie es in meinem Wesen lag.

Die Meisterin aber schimpfte und zankte den ganzen Tag, dis endlich die erste Borgesetzte sich ganz energisch für mich ins Zeug legte. Sie rühmte meine guten Leistungen sowie das Betragen und drückte ihre vollste Zufriedenheit über mich aus. Bir anderen arbeiteten alle unter der Leistung dieser Borgesetzten, unser etwa zwölf dis fünfzehn Personen. Denn die Kenntnisse sowie die Leistungen der Arbeiterin überragten bei weitem jene der Meisterin. Auch war sie in allem vernünftiger und einsichtsvoller. Indessen, das war noch lange nicht der letzte Strauß, dis meine Lehr-

zeit beendigt war.

Ich atmete erleichtert auf, als ich endlich "frei" arbeiten durfte und nicht mehr in der Zwangsjacke steckte. Zumeist ging ich in die Kundenhäuser. Da lernte ich manche verschiedene Auffassung des Lebens kennen. Der Geist, der in den meisten bürgerlichen Familien herrscht, war mir zuweilen fast unerträglich. Arbeiten konnte man nie zu viel, der Lohn wollte immer noch gedrückt werden, obwohl ich hartnäckig mein Prinzip verteidigte: "Wie die Arbeit, so der Lohn." Denn ich hatte in der strengen Lehre gut arbeiten gelernt. In den Arbeitersamilien war mir viel wohler. Da wurde mir in den meisten Fällen für die guten Leistungen noch ein Trinkgeld angeboten. Wie seltsam! Der Arme, der Arbeiter, hatte stets noch von dem wenigen, das er besoch, ein Scherslein für die anderen übrig, während der Reiche, der Bürgerliche, mit dem vielen, das er sein nennt, nie auskommt.

Nun waren unter den Arbeiterfamilien auch solche, die der Arbeiterbewegung nicht das richtige Verständnis entgegenbrachten. Manche Frau jammerte und klagte: "Ach, sehen Sie, seit mein Wann bei der Arbeiterpartei ist, kommt er nie mehr zur Zeit nach Hause. Das Wirtshausleben ist ihm viel lieber. Bis spät in die Nacht hinein hockt er fort. Man sagt mir immer, daran wären nur die "Sozi" schuld, die immer hetzten und streiten. Das seien gar keine guten Leute, die müßte man meiden so viel als möglich. Die hätz

ten noch nie etwas Erohes zuwege gebracht." Ich machte mir bei solchen Redensarten meine eigenen Sedanken und sann dann hin und her, wie es wohl möglich wäre, ein gerechtes Urteil über diese Partei zu gewinnen und in ihr Wirken Einsicht zu erlangen.

Trot all der vielen Warnungen und Mahnungen reichte ich eines Tages einem Wanne die Hand zum Bunde für das Leben, von dem ich wußte, daß er ein Sozialdemokrat war. Ich beobachtete unabläffig sein ganzes Tun und Lassen. Doch nie konnte ich auß irgend einer seiner Aeußerungen entnehmen, daß er nicht gutgesinnt in Gedanken und Taten war. Immer nur ging sein Streben nach Recht und Gerechtigkeit. Somit konnte ich darauß schließen, daß nicht etwa die Sozialdemokratie daran schuld sei, wenn der Wensch auf Abwege gerate.

Unsere Familie vermehrte sich ziemlich stark. Aber trotz aller Sorgen blieb das gute Einvernehmen zwischen meinem Manne und mir erhalten. Wir arbeiteten fleißig, um ja nicht der Armengenössigkeit und den Wohltaten der Reichen anheimzufallen. Krankheiten und andere Heimfuchungen blieben uns auch nicht fern. Wir wohnten in einem kleinen Dörflein, das zum Großteil von Leuten katholischer Konfession bewohnt war. Die Sozialdemokratie wurde beson= ders gehaßt. Da brach ein schweres Unglück über uns herein. Unser Heim lag hart am See. Trot den wachsamen Mutteraugen wurde ein liebes Kind ein Raub des stillen blauen Sees. Das war ein furchtbarer Schmerz, den wir ftill in unseren Herzen trugen. Aber doppelt weh tat die Wunde, als sich das Gerücht verbreitete, der Tod des Kindleins wäre eine Strafe dafür, daß unsere Kinder nicht nach dem katholischen Glauben getauft und erzogen wurden, und der Mann noch der roten Partei angehöre.

Geraume Zeit nachher kehrte das Unglück wieder. Ein anderes Rind erkrankte. Eine harte Zeit der Prüfung kam für uns. Tag und Nacht brachten wir, mein Mann und ich, abwechselnd am Krankenlager zu. Der Kummer und die Sorgen erdrückten uns fast. Der schmale Berdienst reichte kaum fürs nackte Leben und die Kosten wurden immer größer. Von den Aerzten wurde unser Kind aufgegeben, doch die Liebe zu den übrigen Kindern ließ uns alles ertragen und machte uns stark dem Unglück gegenüber. Ein zweites Mal wurden die heftigsten Vorwürfe erhoben betreffend unseres Glaubens und der Parteisache. Nur darum müßten wir so schwere Schicksale durchmachen, damit wir zur Ginficht kommen sollten, daß fich der Mann zum katholischen Glauben bekennen müßte und daß auch die Rinder umgetauft würden. Ohne das hätten wir kein Glud mehr zu erwarten. Alles wurde natürlich nur immer hinter mich gesteckt, so daß ich manchmal fast verzweifelte. Der Die tobende Kampf in meinem Innern legte sich aber bald. trostreichen liebevollen Worte eines evangelischen Geistlichen brachten mir Beruhigung und ich erinnere mich ihrer heute noch mit Gefühlen der Dankbarkeit.

Sobald die familiären Verhältnisse es mir gestatteten, besuchte ich die Vorträge des Genossen S. und des Pfarrers E. Immer mehr wurde ich aufgeklart über die Biele der Sozialdemokratie, die den Kampf gegen jegliche Ausbeutung der Menschen aufgenommen hat, den Kampf für Recht, Freiheit und Gleichheit. Unabläffig wehrt sich die Arbeiterschaft für das Wohl der Kinder, der Familie. Nicht zum Kanonenfutter für den gefräßigen Militarismus und Kapitalismus sollen unsere Kinder erzogen werden, sondern für den Kampf gegen den Krieg und für den dauernden Frieden. Wir haben genug des wahnsinnigen Mordens, des bestialischen Blutvergießens. Empor zur Brüderlichfeit, zur sozialistischen Gemeinwirtschaft und Geistesgemeinschaft, sei unsere Losung! Darum, liebe Genossinnen, arbeitet Hand in Sand mit den Arbeitsbrüdern und besucht fleißig die Versammlungen, damit ihr immer tatkräftiger zu wirken lernt für die großen Aufgaben der Menschheitsbefreiung.